

Beilage zum Hohenstein-Grustthaler Anzeiger

Tageblatt.

Nr. 196.

Sonntag, den 24. August 1913.

40. Jahrgang

Wochenchau.

Mit besonderer Herzlichkeit und unter deutlichster Betonung des Wertes des Friedensbündnisses zwischen beiden Staaten hatte Kaiser Wilhelm seinen Glückwunsch aus Anlaß des 84. Geburtstages des greisen Kaisers Franz Joseph von Oesterreich ausgesprochen. Diese Rede ist die Feuerprobe für den Dreibund genannt worden, weil man in Wien wohl eine Abänderung des jüngsten Balkanfriedensvertrages, für dessen unveränderte Annahme Deutschland eingetreten war, im Interesse Bulgariens gewünscht hätte. War die Feststellung der unveränderten Freundschaft beider Kaiserreiche gewiß wichtig, eine Feuerprobe bedeutete sie doch nicht. Die ist schon vor mehreren Jahren gegeben, als Rußland daran war, gegen unseren Verbündeten blank zu ziehen! Deutschland war damals zur Stelle, und seitdem kann es zwischen den beiden Kaisern, ihren Regierungen und Völkern kein Mißtrauen mehr geben. Und die Vererbung des unfernen Kaiser eng befreundeten österreichisch-ungarischen Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand zum Generalinspekteur der gesamten kaiserlichen Behörde zu Wasser und zu Lande, die gerade jetzt erfolgte, zeigt weiterhin, daß der Bund auch für später vollinhaltlich gesichert ist. Sollten die Balkanwirren neue Entschärfungen nötig machen, werden diese im besten Einvernehmen erfolgen.

Die innere deutsche Politik, die so lange Ferienwochen gehabt hat, ist durch den großen Katholikentag in der alten Moselveste Meh wieder belebt worden. Vor allem ist der Aufbruch nach Aufhebung des Jesuitengesetzes lauter als bisher erhoben worden, die von der Zustimmung des Bundesrates abhängig ist.

Im friedlichen Rundgebungen neben der Ansprache unseres Kaisers hat es auch aus dem Auslande nicht gefehlt. Sie zeigten sich beim Schluß des englischen Parlamentes in London und beim Besuch des französischen Präsidenten Poincaré in seiner Heimatsstadt Bar le Duc. Das Oberhaupt der Republik hat es aber doch nicht unterlassen können, abermals seinen Landsleuten wegen der neuen dreijährigen Dienstzeit zuzureden, denn die lange Militärpflicht ist den Franzosen trotz ihres Opfermutes doch anscheinend noch immer nicht völlig in Fleisch und Blut übergegangen. Für alle geistige wie gewerbliche Tätigkeit wird jedenfalls Frankreich große Liden erkennen, wenn die gesamte Jugend drei Jahre bei der Fahne festgehalten wird. Die Zwei-

tel, ob dies praktisch überhaupt möglich sein wird, sind immer noch nicht aus der Welt geschafft worden.

Daß der Balkanfrieden noch nicht über alle Gefahren fort ist, wird allgemein erkannt, obwohl alle Personen dort unten, auf deren Wort etwas zu geben ist, der Ruhe und Ordnung das Wort reden. Aber wenn man die Triumphrufe in Athen und Belgrad bei der Heimkehr der siegreichen Armeen mit dem verbissenen Trotz der schwer gedemütigten Bulgaren in Sofia vergleicht, dann ist zu begreifen, daß das alte Wort, Rache ist ein Gedicht, das heiß gelassen werden muß, zur Geltung gelangen wird. Weit, sehr weit gehen besonders die heimlichen Gedanken und Wünsche der Griechen. König Konstantin wird wohl nicht so leicht die Hand nach dem Wzanz, das heilige Konstantinopel ist, ausstrecken, aber die Leidenschaft des Volkes wird nicht rasten. Und dann? Ja, schon Adrianopel ist eine so harte Ruß, daß sich die Mächte daran die Zähne ausbeißten können. Einigkeit in der adriantischen Frage ist nicht zu erzielen, die Eifersucht unter den Großmächten verhindert, daß eine von ihnen mit Waffengewalt die Türkei zum Gehorsam unter den Willen Europas zwingt. So kann es leicht geschehen, daß die Türken Adrianopel vorläufig behalten. Freilich nur vorläufig. Diese Gewißheit besteht in Athen wie in Petersburg, und hier wie dort sagt man sich, daß im gegebenen Augenblick die Türken leichter abzuschließen sind als die Bulgaren. Trotz gelegentlicher Ablehnungen aus Athen besteht zurzeit eine recht intime Freundschaft zwischen der Türkei und Griechenland. Die griechische Regierung bestreitet zwar, daß sie die Türkei ersucht hätte, die von ihr zu räumenden südthracischen Gebiete im Interesse der Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung so lange militärisch zu besetzen, bis Bulgarien instande ist, die Sicherheit dort mit eigenen Mitteln zu verbürgen; daß ihr der Türkei als Nachbar an der ägäischen Küste zehnmal willkommener wäre als der Bulgar, kann sie nicht leugnen.

Wie im nahen, so herrscht auch im fernen Osten Unruhe. Die Erhebung der Südjapansen, hinter denen Japaner stehen sollen, ist noch immer nicht vollständig niedergeworfen. Daß bei dieser Bewegung mehr als Sein oder Nichtsein der Berliner Zentralregierung mit dem Präsidenten der Republik Yuanhschai auf dem Spiele steht, liegt auf der Hand. Es handelt sich um die Aufrollung der großen ostasiatischen Frage und der unermeßlichen wirtschaftlichen Interessen des alten Europa an der werdenden Welt im fernen Osten. Auch für Deutschland gibt es kaum eine wichtigere Zukunftsaufgabe, als in jenen entlegenen Regionen einen Platz an der Sonne zu behaupten.

gerhors und eines gewiß nach Tausenden zählenden Publikums entgegen. Den in die Gedächtnishalle Eintretenden umfängt eine Fülle von Licht und Glanz. Vom Fußboden bis zur Kuppel erstrahlt alles in Marmor, dazwischen leuchten die goldenen Inschriften und Zierate. Ein Kranz von 34 Siegesgöttinnen, Symbole der zurzeit der Erbauung bestehenden 34 deutschen Staaten, umrahmt die Halle. Die Erzsilbe, die sie halten, sind aus dem Metall erobeter französischer Geschütze gegossen und tragen die Namen der Gefechte und Schlachten, durch die Deutschlands Befreiung vom korbischen Joch erkämpft wurde. Auch die Namen der deutschen Heerführer sind hier verewigt. Den Abschluß der Kuppel bildet ein mächtiger Eichenkranz.

Die Kelheimer Feier.

Die beiden bedeutendsten Erinnerungsfeiern an die große Zeit vor 100 Jahren sind die in Gegenwart des Kaisers und fast aller deutschen Bundesfürsten am kommenden Montag in der Befreiungshalle zu Kelheim stattfindende Feier und die für den 18. Oktober angelegte Einweihung des Völkerschlachtdenkmals bei Leipzig.

„Stenze, so schön habe ich mir den Bau nicht getraut“, rief König Ludwig I., der Erbauer der mächtigen Halle, zu seinem Architekten gemeldet aus, als er die Halle nach ihrer Fertigstellung zum ersten Male betrat. König Ludwig, der kunstliebende Fürst, der feinsinnige Dichter, hat auch die Walthalla in Regensburg, die dem Gedächtnis großer Deutscher geweihte Halle, erbaut. „Den deutschen Befreiungskämpfern Ludwig von Bayern 1863“ steht über der erzbischöflichen Eingangspforte der Befreiungshalle, in ihrem Mosaikfußboden im Innern aber sind die unvergesslichen Worte eingegraben: „Möchten die Deutschen nie vergessen, was den Befreiungskampf notwendig machte und wodurch sie gesiegt.“ Die Befreiungshalle ist ein mächtiger Rundbau in Höhe von etwa 60 Metern. Der größte Durchmesser an der Basis beträgt 69 Meter. Die gewaltige Kuppel ist außen von 18 Strebepfeilern umgeben, die mit den Kolossalstatuen germanischer Jungfrauen gekrönt sind. Sie veranschaulichen die deutschen Volkstämme. Ueber den Statuen führt eine aus 54 Säulen bestehende Galerie um den Bau, von der aus man eine herrliche Aussicht über das prächtige Donaualtal genießt. Ueber der Galerie erhebt sich eine Brustwehr, hinter der die Tambourmauer aufragt. Sie ist durch 18 Pfeiler befestigt, die als Bekrönung Mützen und Helm tragen. Und als Abschluß ragt das kegelförmige Dach empor.

Eine doppelt ansteigende, in halber Höhe sich vereinigende Freitreppe führt zum Eingang in die Befreiungshalle empor. Auf dieser Freitreppe wird sich am kommenden Sonntag das prächtigste Bild der Erinnerungsfeier abspielen: „Sämtliche deutschen Fürsten mit dem Kaiser an der Spitze sind auf ihr vereinigt und nehmen die Würdigung eines Sän-

tergenommen hatte, von der er im Frühjahr zurückkehren würde.

„Ob er mich noch liebt? Ob er im Wechsel des Neuen, das er sehen wird, die Zeit unserer Ehe zu vergessen sucht?“ Sie fragte es sich wieder und wieder.

Die Frau Professor Beyerstein war die einzige, die der ringenden und kämpfenden Seele der jungen Frau näher getreten war. Es lag in der mütterlichen Art der alten Dame, daß sie Vertrauen gewann, daß auch Herta verschlossenes Wesen sich dem Zauber erschloß, den ein wahrhaft guter, edler Mensch auf seine Umgebung ausübt. Ohne daß Herta es wußte, sahen die klugen Augen ihrer Freundin mehr, als sie dachte, und Frau Professor hegte den lebhaften Wunsch, das junge Geschöpf glücklich zu sehen, sie wieder dem Mann zurückzuführen, der einfach geliebt war, seit sein Weib ihn verlassen hatte, um einem Ziele nachzugehen, das sie nicht erreichte. Der Professor hatte es seiner Frau gesagt. Er war entschlossen, es bei der nächsten Gelegenheit seiner Schülerin mitzuteilen, daß aller Fleiß ihrerseits nicht ausreichte, daß ihr Talent nicht durchschlagend sei. Herta wünschte, der Frau ihres verehrten Lehrers ein kleines Geschenk zu machen. Sie machte einen Schirm und nahm die Skizze dazu, die sie draußen entworfen hatte. Die schlanken Weidenweige mit den grauen, sammetartigen Nähnchen neigten sich anmutig über die blauen Glodenblumen und weißen Anemonen im jungen grünen Grafe und der bunte Falter wiegte sich in der blauen Frühlingsluft. Diese Arbeit hatte ihr Freude gemacht; sie war so sehr ausgeführt, die Farben leuchteten, die Blumen lächelten wie lebend aus.

Herta hatte zum ersten Mal das elfenbein-farbene Seidenkleid angezogen und ihr volles, schönes Haar sorgfältig frisiert. Sie schüttelte den Kopf, als sie sich in dem kleinen Spiegel kritisch betrachtete.

„Ich sehe müde und häßlich aus“, dachte sie, „was würde Randen sagen? Könnte er mich noch lieben?“

Dieser Gedanke fuhr ihr durch den Sinn. Er hatte sie an einem Waldfest bei den Nachbarn in diesem Kleide bewundert; sie hatte es unfreundlich zurückgewiesen.

Heute würde es nicht mehr so sein; ihr fehlte der Mensch, dem sie alles sein konnte, dessen Liebe und Treue sie weich und warm umgab. Fröstelnd schauerte sie zusammen.

Als sie des Professors hellerleuchtetes Haus betrat, waren schon fast alle Gäste versammelt; aller Augen hefteten sich auf sie. Herta wußte nicht, wie flehlich sie gerade durch ihre Blässe und den schwermütigen Zug um den Mund aussah, und in ihren Augen lag etwas Suchendes, etwas Bittendes.

Nachdem sie der Frau Professor ihren Glückwunsch dargebracht und ihre Hand geküßt hatte, wurden ihr die Herren vorgestellt. Die meisten kannte sie nicht. Es waren einige bekannte Maler da, Männer der Wissenschaft mit ihren Damen, einige Offiziere und Studienfreunde Beyersteins.

„Frau Baronin, Herr von Thimer ist ein alter Bekannter von Ihnen, wie er mir eben sagte.“

Mit diesen Worten entfernte sich der Professor; ein älterer Herr stand Herta gegenüber. Sie erschrak heftig. Thimer war der nächste Nachbar Randentagens, ein Verwandter ihres Mannes. Glühende Rote bedeckte das Gesicht der jungen Frau. Sie glaubte, daß sich alles um sie drehte und hatte ein Gefühl von Ohnmacht.

„Bitte, nehmen Sie meinen Arm“, sagte Thimer, und führte sie in das anstehende Zimmer.

Sie folgte ihm willenslos.

Sie waren allein. Herta setzte sich. Ihre Knie zitterten. Jetzt war sie so blaß, daß Thimer sie fragte, ob ihr nicht wohl sei. Sie schüttelte den Kopf; noch fand sie die Worte nicht auf ihren zitternden Lippen.

„Sie dachten wohl nicht, mich heute hier zu sehen“, fragte Thimer. „Ich bin ein Studienfreund Beyersteins. Einst glaubte auch ich ein Raphael zu werden; glücklicherweise erkannte ich den Irrtum beizeiten und lernte zur Pflugschar zurück. Ich habe es nie bedauert, habe ein liebes Weib und brave Kinder und überlasse die Palme des Ruhmes denen, die dazu berufen sind.“

(Fortsetzung folgt.)

Bernhard von der Giche.

Roman von Baronin Gabriele v. Schlippenbach.

99. Fortsetzung. (Nachdr. verboten.)

Bernhard fühlte heute, daß er noch jung war. Das Blut floß tiefer schneller in seinen Adern, und er genoh das langentbehrte Vergnügen eines arbeitsreichen Lebens. Diese Abwechslung eines arbeitsreichen Lebens hatte einen eigenen Reiz für den ersten Mann. Mit Luise tanzte er am häufigsten, auch die langen Tänze.

Znes schwam in Seligkeit. Sie flog leicht wie eine Libelle von einem Arm in den anderen. Ihr hübsches Gesicht glühte, ihre feinsten sich die goldblonden Haare um ihr Köpfchen.

„Schade, daß Graf Frauenfeld heute nicht hier ist“, dachte sie, „er sagte mir, daß er leidenschaftlich gern tanzt. Wo mag der arme jetzt sein?“

Der Ball dehnte sich bis in den grauen Morgen hinein aus. Bernhard geleitete die Damen aus Mon Repos an den Wagen. Fräulein Gulda war schlüfrig, der Rechtsanwält hatte einen kleinen Schwips, Irngard sah müde aus. Sie war bleich und ihre großen dunklen Augen hatten einen merkwürdigen Ausdruck, als sie dem Hofschenskel beim Abschied die Hand reichte.

Schwer und falt lag die weiße Frauenhand in der des Mannes. Er beugte sich darüber und küßte sie; nur flüchtig berührten seine Lippen die zarte Haut, dann trat er zurück und die Pferde zogen an. Im Morgenrauschen entschwand die Equipage.

Seit Herta von Randen in die neue Wohnung gezogen, waren viele Wochen vergangen. Sie hatte zuerst ein Gefühl der Erleichterung gehabt, nun ganz ihr eigener Herr zu sein. Sie hatte mit Eifer ihre Studien betrieben, aber nach und nach kam sie zu der niedererschlagenden Erkenntnis, daß sie zu große Erwartungen gesetzt hatte, daß sie nicht weiter kam. Sie schrieb selten an die Geschwister, es fiel ihr schwer, den zuverlässlichen Ton anzuschlagen, der zuerst in ihren Briefen lag. Etwas wie müdes Entfagen schimmerte durch-

Und Znes und Bernhard lafen es zwischen den Zeilen; sie sorgten sich um die Schwester.

„Wir wollen Herta besuchen, wenn wir reisen“, sagte Bernhard, und Znes stimmte ihm lechhaft bei.

„Wenn Du Geld brauchst, so schreibe es mir“, so schloß der Brief des Bruders, den die Malerin eines Tages erhielt.

„Nein, nein“, dachte sie, „ich kann Hardy nicht um Unterstützung bitten; mein Stolz verbietet mir, einzugehen, daß meine Verschaffung zur Reize geht.“

Müde und traurig sah Herta in ihrem kleinen Stübchen. Ein angefangenes Bild stand auf der Staffelei. Sie trat davor und sah es kritisch an. Sie war unzufrieden mit sich, sie zweifelte an ihrem Können. Professor Beyerstein hatte sie geliebt, morgen zum Geburtstag seiner Frau zu kommen, mit der Herta bekannt geworden war. Sie fühlte sich zu der alten, freundlichen Dame hingezogen und war in der letzten Zeit mehrere Male in dem gastreichen Hause des Professors als stets gern gesehener Gast eingetroffen. Es tat ihr wohl, wieder in einem geordneten Heim einzutreten und auszugehen, sich mit wahrhaft gebildeten Menschen zu unterhalten, aus der nach ihrem Geschmack allzu freien Atmosphäre der Kunstjünger herauszukommen, unter denen sie eine Fremde blieb.

„Die Baronin“, diesen Spitznamen hatte sie weg. Er haßte ihre mit feinem Spott an und zog eine Schranke zwischen ihr und den Kollegen.

Thea Schönhausen besuchte Herta ab und zu; sie war jetzt, seit Frau von Randen nicht mehr in der Färbergasse wohnte, viel freundlicher gegen sie. Oft verplauderten die beiden ein Stündchen; Thea sprach meist und Herta hörte zu. Die Schönhausen hatte große Hoffnungen, daß sie durch ihr letztes Bild mit einem Schläge berühmt würde. Wenn sie Herta verließ, war das niedrige Zimmer mit dem blauen Rauch der Zigarette gefüllt. Er vermachte Thea ein Gefühl des Unbehagens; sie öffnete die Fenster und ließ frische Luft hereinströmen. Von ihrem Gatten hat sie nur einmal durch die Tante in Thüringen gehört, daß; er eine weite Reise nach Nordamerika un-

Modernes Spezialhaus für Seidenstoffe
Crefelder Seidenhaus Chemnitz, Ecke Post- u. Kronenstr. und Kleiderbesätze. Spezialität: Brautselden